

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1917**

89 (17.4.1917) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage.

## Don der Heimatfront.

II. Bei Krupp.

Essen, Ende März 1917.

Krupp war im Frieden ein Königreich der Arbeit — eine Monarchie von aufklärerisch-absolutistischer Färbung mit stark patriarchalischen Einschlägen — vorbildlich in vielen Dingen — geliebt und gehäht wie jede machtvolle Tradition. Hier wurden im Frieden nicht nur für Deutschland Waffen geschmiedet. Einige dieser Waffen lehnen sich heute gegen uns. Dafür kann Krupp nichts und auch unseren Soldaten vor Kronstadt war es gleich, ob die rumänischen Batterien, die aus St. Peter schossen, von Creutz oder von Essen stammten. Dagegen ist Krupp erst durch jene Weltbeziehungen in der deutschen Volkswirtschaft das geworden, was er ist: der größte Privatbesitz des Landes, der uns jetzt die wichtigsten Dienste leistet.

Dieser Privatbetrieb stellt heute eine Arbeitsarmee von reichlich zwei Korps dar — eine Kerntruppe von Deutschlands Heimatarmee — an Qualität zahlreichen anderen unserer Gegner anerkannt überlegen — bewährt in manchen Siegen zu Wasser und zu Lande. Krupp ist heute halb staatlich — wie jeder große Privatbetrieb. Unter dem uniformierenden Druck, der auf unserem Wirtschaftsleben lastet, ist dabei manches Eigene verloren gegangen, aber viel Allgemeines gewonnen worden. Diese Tendenz wird nach dem Kriege nicht aufhören.

Die Zahl der Kruppischen Arbeiter und Beamteten ist seit dem Herbst 1914 mächtig gestiegen. Qualitativ sind sie natürlicherweise heute andere als einst. Das Feldheer mit seinen Bedürfnissen hat auch hier tief in das alte Personal hineingegriffen — besonders am Anfang. Heute machen die Frauen ein Viertel des Ganzen aus — eine starke Frauendivision hält den größten deutschen Privatbetrieb mit aufrecht. Sie arbeiten im Kontor und in den Werkstätten — manche nicht weit vom Feuer. Ueber ihre Leistungen — besonders die in den Werkstätten — hört man von der Betriebsleitung Worte hoher Anerkennung. Aber natürlich fehlt der Leib der Frau gerade in den Schwerbetrieben ihrer absoluten Arbeitsleistung starke Schranken. Zu diesen Schwierigkeiten der Personalbeschaffung kamen zeitweilig gewisse Nöte der Materialbeschaffung. Stammen doch bis zum Ausbruch des Krieges zwei Drittel der verbrauchten Erze aus dem Auslande. Allen diesen Schwierigkeiten zum Trotz aber hat sich der Betrieb dauernd vergrößert und in seinen Leistungen auch qualitativ nicht nachgelassen. Das haben nicht nur am Anfang die Parade-Wörter und später die weittragenden Langkanonen bewiesen. Viel wichtiger noch war die ungeminderte Qualität des Massenmaterials, des Stahls der Geschütze und Lafetten, der Schiffsplatten und Hebezeuge, der Geschütze und Granaten — die Dauerhaftigkeit auch all des zahlreichsten Stahlmaterials, das in und hinter der Heimatfront, auf Eisenbahnen und in Werkstätten die deutsche Ueberlegenheit im Kleinen zur Geltung bringt. Nicht nur das zerbrochene Fort Roucin und die zusammengefallenen russischen Festungen, nein, jede kleine Feldkanone, die in kritischer Stunde, selber schon glühend heiß, ohne Fehler bis zum letzten Augenblick ihre Pflicht tut — jeder Zylinder, der drüben auch im weichen Erdboden noch gut funktioniert — jede Schnell-Stahlschneide, die in der Reparaturwerkstätte der Glappe länger als gewöhnlich arbeitet — auch sie singen das Lob dieses Essener Großbetriebs, das Lob des stärksten Volkswerts der Heimatfront.

Krupp war in Essen immer eine Stadt für sich. Im Kriege hat sich diese Stadt amerikanisch vergrößert — weit über die Grenzen von Essen hinaus. Viele Tausende von bisher so daliegenden Beständen sind heute bedeckt mit Eisen- und Glashallen, mit roten Karbiten, mit Holzbaracken für die Tausende von Arbeitern, die von draußen hergeströmt in der Stadt keine Wohnung finden. Neben den Kriegsbauten, deren Jahreszahl schon längst überbrückt ist, stehen neue halbfertige im Bau. Erdbagger und Feldbahnen streifen durcheinander. Und sobald ein kleiner Teil unter Dach ist, ziehen die Maschinen und Arbeiter ein. Jede Stunde ist kostbar. Jede einzelne Granate mehr kann die Entscheidung beschleunigen. Während die Politiker von Frieden reden, wachsen hier in Essen wie im übrigen deutschen Reich ganze Munitionstädte aus dem Boden. Immer neue Hallen schließen sich über immer neue Arbeitermassen, die das Hilfsdienstgesetz freigemacht hat. „Unser Hindenburg-Programm“ — sagte der Direktor, als er auf eine solche funktionsfähige Halle wies, aus der die Rüstung der Drehbänke tönte. Kopfstehend fragt man sich, was aus diesen Anlagen wird, wenn morgen der Friede ausbricht.

Auch Krupp hat sich zum Teil umgestellt. An jenem Tage, da die kleine Kolonie von im Frieden her lebenden fremden Offizieren die Stadt verließ, hörte jede Arbeit für das Ausland auf. Nicht nur die Rüstungsarbeit. Keint Modellern, keine Rahmenplatte, keine Kurbelwelle, kein Steven, keine Strahlenbahnweiche ging mehr über die Grenze. Den Veränderungen des nun maßgebenden ein deutsches Bedürfnisses entsprechend, wurden die metallurgischen Werkstätten — (Schmelzwerk für Ziegelguß, Bessemer-Martinwerke und Elektrostahlwerk) wie auch die Werkstätten für mechanische Bearbeitung (Schmieden, Press- und Walzwerke) rein auf Kriegsarbeit eingestellt. Einige Betriebe fielen ganz weg. Andere wurden stark eingeschränkt. Die meisten wurden sofort vergrößert. Vor allem die Werkstätten zur Herstellung von Geschützrohren, Visiereinrichtungen, Lafetten, Fahrzeugen, Geschossen und Zündern. Mit Beginn des Stellungskrieges bekamen die Eisenbahnwerkstätten für Feldbahnen stark zu tun. Die großen mechanischen Werkstätten, die seit der Flottenverlagerung von 1905/06 eigens für die deutsche Marine erbaut sind, begannen sofort andere Betriebe aufzubauen.

Es ist für den Laien nicht einfach, einen Ueberblick über die augenblickliche Gesamtheit dieses Kruppischen Kolosses zu erlangen. Noch schwieriger, ihn in öffentliche Worte zu fassen, bei der Wichtigkeit, die jede kleinste Kenntnis dieses Betriebs mit seinen vielen geheimnisvollen Einzelheiten für unsere Gegner hat. Aber auch ohne diese Geheimnisse, allein in seinen großen Linien, zeigt dieser Betrieb wie kein anderer, die harten Rüge der Kriegsarbeitenden Heimat — ihre imponierende Leistung, die so wenig vergessen werden soll, wie irgend eine blutige Feldschlacht.

Der Kern der Kruppischen Arbeit, aus dem der Betrieb historisch erwachsen ist und mit dem er seinen Wert immer wieder bewährt, ist auch im Kriege noch die Erzeugung von Stahl. Es

gibt verschiedene Methoden, das durch den Hochofenprozeß aus dem Erz gewonnene Roheisen durch nochmalige Feuerbehandlung zu bereichern. Das mehr handwerksmäßige Puddelverfahren ist wie fast überall, so auch bei Krupp durch das Bessemer-, das Thomas- und das Siemens-Martinverfahren abgelöst. Nach all diesen verschiedenen Verfahren (von denen bekanntlich das Thomasverfahren besonders für uns wichtig ist, weil es die Verarbeitung der phosphorreichen deutschen Minette-Erze und zugleich die Gewinnung eines guten Düngemittels ermöglicht) wird heute bei Krupp Stahl erzeugt, in den Konvertanlagen und in den zahlreichen großen Martinwerken mit ihren über einhundert Siemens-Martin-Ofen. Aber der so gewonnene Stahl — kein Edelstahl im höchsten Sinne — wird zum größeren Teil direkt verwandt — in der Kriegsindustrie für Panzer und Geschütze — im übrigen für Schiffsbau, Dynamomaschinen, Federfabrikation und ähnliches. Eine verhältnismäßig geringe Menge des so gewonnenen Stahls wird vielmehr einer erneuten Feuerbehandlung im Schmelzwerk unterworfen. Und dieser Ziegelgußstahl ist das eigentliche Kruppische Edelprodukt, der Stahl, mit dem das Werk seine Siege im Frieden und im Kriege erworben hat. Wenn wir in den alten historischen Schmelzwerk eintreten, treten wir in das Kruppische Heiligtum, das heute ein gemein-deutsches Heiligtum ist.

Ein hohes Hauptschiff und zwei Seitenschiffe, eine Kirche der Arbeit. Links und rechts die lange Reihe der Regenerativ-Schmelzöfen, alle mit ihren Beschickungsöffnungen nach dem Hauptschiff gerichtet. In der Mitte die Gießgruben, in die die Arbeiter je zwei und zwei aus glühenden Ziegeln den glühenden Stahl schütten. Wenn die geöffneten Ofenüren ihr weißes, heißes Licht durch den Raum scheudern, glüht die ganze Kirche — rauchend — zischend — ein Gottesdienst der Hölle. Dazwischen die bleichen, feuerfarbenen Gesichter der Ministranten, auf deren Stirn verbrühte Soldatenmützen liegen.

Links und rechts hinter den Seitenschiffen stehen wie in fernen, dunklen Sakristeien, die gefüllten, kalten Ziegel. Ein Kruppischer Schmelzriegel ist ein zylindrisches Gefäß von etwa 40 Zentimeter Höhe und 20 Zentimeter Breite, hergestellt aus feuerfestem Ton und Graphit. Die Füllung dieser Ziegel besteht aus Marzinfalz, oft vermischt in abgenutzten Präparaten mit Nidel, Wolfram, Chrom und anderen edlen Zusätzen. Diese Mischungen gehören zu den Geheimnissen der Essener Fabrik. Man wandert durch die Räume, in denen diese „beschieden“ Ziegel, jeder etwa 45 Kilogramm Stahl fassend, nebeneinander stehen, wie durch ein langes Laboratorium. Die kalten Ziegel kommen, luftdicht durch Deckel und Propfen verschlossen, in die Vorwärme-Ofen, die sich in den Seitenschiffen hinter den Hauptöfen aufhängen. Man nimmt einen Block von Chamotte aus der Ofenwand und bläst in eine rote Hitze von 800 Grad, in der Ziegel und Stahlmischung, letztere luftdicht abgeschlossen, gegen jede Wirkung der Heißgasen langsam zu glühen beginnen. Aus den Vorwärmeöfen wandern die Ziegel in die eigentlichen Schmelzöfen, jeder von diesen so groß, daß er 100 Ziegel auf einmal fassen kann. In diesen mit Gas geheizten Regenerativ-Ofen von weit über 1000 Grad Hitze glühen Ziegel und Einsatz ungefähr sechs Stunden. Das Auge weigert sich, in die Weißglut zu sehen. Aus diesen Öfen schleppen fortwährend die Arbeiter, paarweise einen Ziegel in einer langen Jange tragend, den Stahl in die Gießgruben. In den Gießgruben, die sich durch die Längsachse der ganzen Halle erstrecken, liegen die Gußformen, die Kokillen. In diese Formen, meist zylindrisch, zuweilen kleine Spezialformen, wird der glühend fließende Einsatz gegossen. Auf dem Wege vom Ofen zur Guße passieren die Träger den Mann, der die Propfen aus dem Ziegel reißt. Der nun folgende Gießprozeß ist das Wichtigste der Ziegelgußmethode. In einem einzigen, ununterbrochenen Fluße nämlich muß sich der Stahl in die Form ergießen. Die kleinste Unterbrechung würde die Gleichmäßigkeit des gegossenen Blocks gefährden. Nachdem der Ziegel entleert ist, wird er sofort durch einen Schacht in die Auskühlräume unterhalb der Halle geführt. Jeder Ziegel kann nur einmal gekraucht werden. Diese gekrauchten Ziegel werden nach der Kühlung gereinigt, in Zerleinerungsmaschinen gemahlen und nach Zuführung von frischem Material zu neuen Ziegeln verarbeitet.

Dieser so gegossene Stahl, dessen Blöcke mit Hilfe von zwei elektrischen Portalcränen von ungefähr 6 Meter Spannweite zur Weiterbehandlung in die Werkstätten abtransportiert werden, ist der berühmte Kruppische Stahl. Um die Durchschmelzung dieses vergleichsweise teuren Produktes auf dem Weltmarkt hat einst Alfred Krupp jahrelang gekämpft. Dieser Edelstahl zeichnet sich durch größte Reinheit aus. Auch die größten Blöcke sind völlig homogen, dicht und gleichmäßig. Aus ihm werden Minigewehre und Silberrnagen — für Kriegsbedarf Geschützrohre, Geschützläufe und Panzergranaten angefertigt. In diesem Schmelzwerk stehen wir vor der Wiege der Kanonen, die in Maschonen und Bohringen und auf den H-Booten des Eisemeeres feuern. Der Stahl mancher Torpedos, der Menschen und Schiffe in die Tiefe riß, ist aus den kleinen, glühenden Ziegeln dieses Kruppischen Schmelzwerkes geflossen.

In den letzten Jahren hat sich neben dem Ziegelstahlguß der Elektrostahlguß auch bei Krupp eingebürgert. Das Kruppische Elektrostahlverfahren hat für den Laien etwas Märchenhaftes. Da steht eine Reihe großer, lipprader Ofen nebeneinander. In diesen Öfen wird der eingekippte Chromstahl (von derselben Beschaffenheit wie der, mit dem die Ziegel beschickt werden) elektrisch gegläht. Es gibt Elektroden- und Induktions-Ofen. In jenen wird das Schmelzgut direkt durch einen Strom erhitzt, wie er zwischen den heißen Kohlen einer Bogenlampe Licht und Wärme schafft. Der Induktions-Ofen hingegen ist nichts als ein großer Transformator. Ein Wechselstrom von größter Spannung wird in eine primäre Spule geschickt, die einen riesigen Magneten umschließt. Der Magnet ist in den Ofen eingeklemmt. Dieser Strom ruft durch Induktion in einer Sekundärspule einen zweiten Wechselstrom hervor. Diese Sekundärspule oder ist nichts anderes als das im Ofen liegende Stahlgeschmelzgut. Der so im Schmelzgut hervorgerufene Strom ist von gewaltiger Stärke. Hat der Strom in der Primärspule etwa eine Spannung von 5000 Volt bei 300 Ampere, so beträgt die erzeugte Wärmepotential 15 Volt, bei 120 000 Ampere. Dieser Strom ruft durch den Widerstand, den das Schmelzgut ihm entgegensetzt, jene gewaltigen Hitzegrade hervor, die den Stahl weiß glühen.

Wir kommen bei einem solchen Grad-Ofen gerade recht zum „Abstich“. Der Stahl hat stundenlang fochend in der Glut gelegen. Eine Probe, die von oben entnommen wird, zeigt, daß der Badinhalt genügend durchglüht ist. Die Ausflußöffnung wird freigegeben. Ein Kran führt rasselnd den Eisenbottich heran, der den glühenden Inhalt in die Gießgruben wegzuschleppen hat. Der Bottich senkt sich bis vor die Öffnung des Ofens, von der eine Rinne bis zum Bottich der „Gießrinne“ reicht. Auch sie wird sauber schladenfrei gepulvt. Dann lippt der ganze Ofen langsam — in göttlicher Stille — um 29 Grad nach vorn. Man zittert. Plötzlich schießt aus der Mündung ein dicker weißer Strom von glühendem Stahl zischend in den Bottich. Die Augen schmerzen. Der blaue „Spiegel“, den man zu Hilfe nimmt, macht das Bild noch märchenhafter. Abgebendet, klar, blauweiß, wälzt sich der Strom durch die Rinne in den Bottich. So mögen die Ströme des Himmels und der Hölle gewesen sein, die Dante geschaut hat.

## Vermischtes.

### Strenge Winter und heiße Sommer.

Mit der alten Frage des Einflusses des Mondes auf das Erdklima hat sich der bekannte schwedische Meeresforscher Professor Pettersson in den Schriften der schwedischen Hydrographisch-biologischen Kommission beschäftigt. Während die Wissenschaft im allgemeinen einen solchen Zusammenhang bestreitet, will Pettersson eine zeitliche Uebereinstimmung zwischen dem Mondwechsel und den Schwankungen der Witterungselemente auf der Erde beweisen. Er geht von der Annahme aus, daß die gemeinsame Anziehungskraft der Sonne und des Mondes auf die Erde einmal in etwa 1800 Jahren ein Höchstmaß erreicht. Das letzte Mal soll dies im das Ende des Mittelalters eingetreten sein, das vorletzte Mal im dritten oder vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Pettersson will nun aus geologischen Aufzeichnungen nachweisen, daß in jenen Zeiten heftige Sturmfluten und verheerende Ueberflutungen an den atlantischen Küsten eingetreten sind, und daß auch in verschiedenen Teilen der Erde Veränderungen des Klimas zu verzeichnen waren. Diese Erscheinungen schreibt er der angewachsenen Gewalt der Gezeiten des Meeres zu. Aber nicht nur an der Oberfläche des Meeres soll sich diese Wirkung äußern, sondern auch in tieferen Schichten, gewissermaßen in untermeerischen Gezeitenwellen, die an Erhebungen des Meeresbodens branden. Gegen Ende des Mittelalters war besonders häufig die ganze Ostsee zugefroren, und diese außerordentliche Erscheinung, die sich im letzten Winter in großer Ausdehnung wiederholt hat, schreibt Pettersson mehr einer Wirkung des Meeres als der Witterung zu, indem weniger salzhaltiges Wasser aus dem Ozean in die Ostsee floß, so daß das süßere Wasser leichter gefrieren konnte. Umgekehrt bringt der geringere Salzgehalt eine stärkere Erwärmung der Ostsee zuwege, und wenn der Salzsatz richtig ist, so sollte auch in diesem Jahre wieder auf den strengen Winter ein heißer Sommer folgen.

Das Konzentrationslager im Burenkrieg. Die Erwähnung, die der deutsche Reichskanzler in seiner letzten Reichstagsrede dem Schicksal der zusammengeschickten Burenfrauen und Kinder zuteil werden ließ, gibt dem „Newen Rotterdamschen Courant“ Gelegenheit, englische Angaben über jene Völkertagodie richtigzustellen. Das Blatt schreibt: „Lloyd George war es“, so sagte der Reichskanzler, „der seinerzeit im englischen Parlament feststellte, daß 15 000 oder 16 000 unglückliche Frauen und Kinder ein Opfer der englischen Grausamkeit geworden waren. Nach seinen Angaben betrug die Sterblichkeit der Kinder unter dem 12. Lebensjahre in den Konzentrationslagern 41 v. H. Der ehemalige englische Kolonialminister Chamberlain, der sich bemühte, die Regierung zu verteidigen, gab zu, daß die Sterblichkeit der Kinder zu einem gewissen Zeitpunkt auf 55 v. H. betrug.“ Wir wissen nicht, wann Lloyd George diese Statistik im Unterhause vorgebracht hat; vielleicht in einem Augenblick, als der Tod noch in den Lagern wüthete. Wenn er jedoch sprach, als diese jammervolle Episode bereits der Vergangenheit angehörte, und er somit die Endstatistik angeben wollte, dann sind seine Zahlen unrichtig. Wie befinden uns nämlich im Besitz einer amtlichen Statistik, die wir in unserem Abendblatt vom 7. 1. 1914 aus „Das Land“ in Kapstadt wiedergegeben haben. Diese Zeitung brachte eine Beschreibung der Entfüllungsfeierlichkeiten des Denkmals, das unter Mitwirkung von Präsident Steyn bei Bloemfontein zum Gedächtnis der in den Lagern erlegenen Frauen und Kinder aufgerichtet wurde. Dabei sprach u. a. Pastor Louw aus dem Munde seiner Rede übernahm: „Wir danken das folgende: „Es war dem Redner übertragen worden, während seiner Kriegsgefangenschaft als Vertreter des Buren-Gesandtschaftsrates in der Kolonie tätig zu sein. Mit 45 Lagern hatte er zu korrespondieren. In diesen Konzentrationslagern sind umgekommen: 3288 verheiratete Frauen, 825 junge Mädchen über 16 Jahren, 294 junge Leute über 16 Jahren, 22075 Kinder unter 16 Jahren, im ganzen 26 379 Frauen und Kinder; ferner 1421 alte Männer. Es sind also im ganzen in den Lagern 27 800 Menschen gestorben.“

## Heiteres.

### Liebe Jugend!

In einer an meinem täglichen Wege gelegenen Drogenhandlung ersehe ich auch meine Pagarren. Der Geschäftsinhaber bedient seine Kundenschaft nicht nur angenehm, er ist auch bemüht, zu unterhalten. Neulich sprechen wir über die Leuzerung, und dabei knüpfte er an das bemerkenswerte Lun des Einhamsterns. Er spricht: „Ich kenne Ihnen in der ganzen Nachbarschaft die Herrschaften nennen, die lüchlig eingehamstert haben.“ „Wie wollen Sie das wissen? Drogen und Hartwaren werden die Leute kaum auf Borsal ankommen.“ „Das schon nicht! Aber sie haben alle größere Mengen Ratte geteigt bei mir gekauft.“